

Axel Denecke

Vom Fischer un syner fru

oder:

„Wer will nicht sein wie der liebe Gott?“

Bibl. Text: „Ein Turm so hoch, bis dass er fällt“ (1.Mose 11)

I

Alles im Eimer und dabei so wunschlos traurig

Ein ganz einfaches Märchen ist das – so sieht es aus. Immer höher hinaus: höher, schneller, weiter, größer. Die Droge Größenwahn. Wir kennen das ja, aus dem Sport, in der Politik, im Show-Business, allüberall. Muss ich es extra aufzählen? Und etwa auch bei uns ?

Ein Turm so hoch, dass er bis an den Himmel reicht – gar der liebe Gott selbst sein. Und wer will das im Grunde nicht? Die Frau im Märchen spricht es nur aus, stellvertretend für uns alle.

Doch wir wissen es ja und das Sprichwort sagt es: „*Hochmut kommt vor dem Fall*“. Je höher ich sitze, umso tiefer falle ich. Runter in dem Eimer (in der plattdeutschen Urfassung des Märchens heißt es ganz drastisch „*im den Pisspott*“) aus dem ich gekommen bin. In der Politik vor einem Jahr, jetzt grad wieder, wurde es uns anschaulich vorgeführt. Wir alle wissen es. Daher: Pass auf! Deine Bäume und Türme wachsen nicht in den Himmel. Also (mit leicht erhobenen pädagogischem Zeigefinder): Zähme deine unverschämten Wünsche, dann wirst du auch nicht enttäuscht werden. Bescheide dich mit dem was du hast und richte dich ein in deinem ganz normalen Leben. „*Flieg nicht so hoch, mein kleiner Freund*“ singt Michelle und schon greise Wiener Kaiser Franz singt am Ende der Operette „Im weißen Rössl“ schön bescheiden geworden, leicht resigniert und lebenserfahren mit Wiener Schmelz: „*S’ist nun mal im Leben so, andern geht es ebenso, selbst der allerschönste Traum ((vom Größenwahn)) bleibt nur Schaum*“. Ach ja, so ist es, nicht wahr?

So einfach scheint also die Moral dieses Märchen zu sein. Und der Mann, der da angelt und sitzt und zufrieden ist mit dem Wenigen, was er hat, der scheint das bessere Teil erwählt zu haben. Bescheide dich mit dem, was du hast. S’ist nun mal im Leben so. So scheint es. So einfach.

Doch ich habe im Laufe der Zeit gelernt, immer wenn es so ganz einfach zu sein scheint, wenn es sich im Märchen auf den ersten flüchtigen Blick gleich so nahe legt, dann ist das eine Falle. Dann muss ich weiter denken, tiefer hinein blicken in das Märchen. Denn was so schnell auf der Hand zu liegen scheint, wohlfeil, das ist eben nur die vordergründige Außenseite, mit der die eigentliche Aussage geschickt verdeckt wird, damit sie nicht jeder sogleich erkennt. Also tiefer hineinblicken in das Märchen müssen wir, wie in einem dunklen Brunnen, bis es sich unten auf dem Grund auf einmal lichtet. Ja, auf den Grund blicken (kommt ja auch direkt im Märchen vor, wir werden es gleich sehen), was da verborgen ist, das ist nötig, um das Geheimnis, die Weisheit des Märchens zu angeln. „*am Rand es Brunnendunkels hocken – entsunkenes Licht zu angeln – mit Geduld*“ (Pablo Neruda).

Das ist bei allen Märchen so, auch bei allen biblischen Geschichten. Und das ist besonders hier der Fall. Oft ist es aber eben leider so: Wir blicken deshalb auf das wohlfeile Äußere und geben uns damit zufrieden, weil uns die eigentliche Bedeutung zu schmerzhaft ist, uns zu sehr beunruhigen könnte, ja gar uns an die Nieren gehen würde. So geben wir uns –eine Art Selbstschutz- eben zufrieden mit dem, was so schön auf der Hand zu liegen scheid und was wir fein abhalten können von uns. Wir doch nicht! Und alles bleibt wie es ist, in schönem Abstand. Also nochmals und zum letzten Mal (Um den pädagogischen Zeigefinger von mir nicht gar zu lang werden zu lassen): Hinter die Geschichte blicken, hinter ihre äußere Logik, um das verkleidete Geheimnis, das von mir selbst spricht, zu entdecken. Ja, und das will ich nun endlich versuchen, beim Fischer un syner fru.

Vom *Fischer* ist in diesem Märchen die Rede. ER ist der Titelheld, nicht seine Frau. „*Es war einmal ein Fischer*“, so fängt es an. Um ihn geht es, und wir lenken schon ab, wenn wir uns zu schnell mit der

habgierigen Frau beschäftigen. Dann lassen wir uns in die Irre führen, auf dass wir schön sagen können: Na, so wie der Frau bin ich aber denn doch nicht. So dumm, so raffgierig, so hochmütig. Nein doch! Ach nein? --- Doch der Fischer ist es, um den geht es hier. „Wer will nicht sein wie der liebe Gott?“ Wir alle wollen es, wir alle, das liegt so in uns drin. Sage bitte keiner, er will es nicht. Das wäre eine Lüge, Selbst-Belügung. Auch der Fischer will es, natürlich. Warum angelt er sonst? Irgendetwas im Leben angeln! Irgendetwas! Denn wer da sitzt und sitzt und angelt und angelt, der will auch etwas fangen, nicht wahr. Vielleicht weiß er ja gar nicht mehr, dass er etwas angeln will, macht es nur noch so aus Gewohnheit, die Angel auswerfen und wieder beißt keiner an, nichts gefangen. Bei Petrus am See Genezareth war es so, bei uns ist auch meist so, auf gut Glück, wer weiß! Doch bitte bloß nicht das Glück herausfordern. S'ist nun mal im Leben so... Aber im Geheimen, vielleicht beißt doch endlich etwas an. Ein ganz klein wenig sein wie der liebe Gott, das will der Fischer am Ende auch. Warum angelt er sonst? Doch wie auch immer, er sitzt und sitzt und angelt und angelt.

„*Da ging die Angel auf den Grund, tief nach unten*“ heißt es. Tief nach unten auf den Grund! Und was man da angelt, was von ganz tief unten nach oben kommt, aus der tiefen Tiefe, das muss es sein. Und es ist ja auch so. Denn er angelt, na was denn, einen verwunschenen Prinz. Der Prinz -verkleidet als Plattfisch- und der Fischer, der Fischer und der Prinz, der Prinz im Fischer! All das Prinzenhafte, das Große, ja das göttliche Kind in sich, das er verwünscht hat, weggewünscht, verdrängt, ganz nach unten versteckt, auf einmal ist es wieder da, aus der tiefen Tiefe aufgetaucht. Verrückt. Da hatte ich es doch schon längst verdrängt, abgeschlossen mit allem, wird eh nix mehr, und auf einmal ist es wieder da, verkleidet im Plattfisch. So dass es von außen keiner sehen kann, erkennen kann, nur ich selbst. Verrückt ist das, gefährlich ist das, ja gar erschreckend. Denn wie gehe ich damit um, soll ich mich darauf wirklich einlassen? Ich hatte mich doch so bequem eingerichtet in meinem traurig-stillen Leben. S'ist nun mal im Leben so. Und nun ist er da, der Prinz in mir, inkognito als Plattfisch. Oh weh! Ob es nicht am besten ist, diesen Plattfisch gleich wieder ins tiefe Wasser zu versenken, ehe er mir gefährlich werden kann, ehe ich etwas in meinem Leben ändern muss, ehe die längst verdrängte, abgeschobene Seite in mir wieder nach oben gespült wird? Ach, ich weiß nicht.

Ich denke, der Fischer –so scheint es mir- hatte schon längst das Wünschen in seinem Leben aufgegeben. Er hatte keine Wünsche mehr, hatte sich diese selbst verboten, er ist wunschlos traurig und sitzt nun und sitzt, festgewurzelt wie ein Stein. Er hat sich abgefunden mit dem, was nun mal ist, unbeweglich, so lebt er dahin und nun sitzt und sitzt er und angelt und angelt nach alter Gewohnheit, und er weiß, dass er im Grunde nichts fängt. Alles ist eng in ihm, wie in einem Eimer, eingengt, so lebt er dahin. Kennen wir das?

Und doch angelt er noch, er angelt, und wer weiß, das da passiert. Und doch ist das er Prinz in ihm – bis zur Unkenntlichkeit verkleidet- er ist da, wenn die Angel wirklich einmal auf den Grund geht.

Und: oh Wunder, oh Schreck, er hat gegen alle Wünsche einen Fisch an der Angel. Und mit dem Prinzen-Fisch kommt auf einmal alles in Bewegung, er wirbelt alles durcheinander. Im Märchen heißt es sehr schön. „*Das stille Meer wird hoch aufgewirbelt*“. Leben kommt in die Geschichte, ins stille totenstille Wasser der Gefühle. Und jetzt kommt alles darauf an, wie ich damit umgehe, mit dieser neuen äußeren und vor allem inneren Bewegung. Ja, da lebt noch etwas im Fischer. Man glaubt es kaum. Er ist nicht tot, mausetot, er lebt, noch lebt er.

Und was macht der Fischer? Hin und her gerissen ist er, so als ob er selbst an der Angel zappelt. Hin und her gerissen zwischen seinen geheimen Wünschen –er angelt ja noch- und seiner Angst, was aus den Wünschen noch alles werden könnte.

Nun ist also der Prinzen-Fisch da und er spricht mit ihm, d.h. er spricht mit seiner Seele, mit der abgespaltenen Seite in ihm, tief verborgen bisher, im Untergrund, im Unterbewussten. Der Prinzen-Fisch spricht mit dem Fischer. Und der Fischer könnte Kontakt mit dem Prinzen in sich aufnehmen, in Beziehung treten zu ihm. Aber das ist ihm zu anstrengend. Bloß weg mit dem Fisch. Er wirbelt alles durcheinander, in mir. Wer weiß, was daraus noch alles wird. „Nein, ich habe keine Wünsche mehr, keine Hoffnungen, keine Sehnsüchte. Ich bin zufrieden mit mir, so wie es ist. Ich bin zufrieden! Hört ihr, zufrieden, hört ihr mich? Ich lebe ganz glücklich mit meiner Frau im Eimer“ – „Aber, lieber Fischer, warum angelst du dann noch, wirfst die Angel gar bis auf den Grund? Willst du dir etwa nur

selbst bestätigen, dass du nichts fängst, dass alles Wünschen vergeblich ist im Leben? Alles eitel? Dass deine Lebensdevise, wunschlos traurig zu sein, eben gerade richtig ist? Bloß keine Bewegung, bloß keine Veränderung, willst du das?“ Denn es ist ganz unnatürlich –sonst kommt so etwas in den Märchen nicht vor- dass er den Prinzen-Fisch so bereitwillig wieder ins Wasser setzt, so als fürchte er sich vor dem, was kommen könnte. „*Na, sagte der Fischer, du brauchst nichtvieile Worte machen, , einen Plattfisch, der sprechen kann , hätte ich doch gewiss schwimmen lassen.*“ So einfach ist das. Zeichen der Gutmütigkeit, gar Großherzigkeit? Ach, schön wär’s, wär’s so einfach. Bleibe hübsch bescheiden und lass den Fisch frei, viel zu groß für dich. Das ist edel. Edel? Das Märchen ist da ehrlicher und deutet es an: So geht es nicht, da ist etwas faul dran. „*Er setzte ihn ins klare Wasser, da ging der Fisch zu Grund*“. So als stürbe er, so als stürbe damit auch die Fähigkeit in diesem Mann, sich etwas zu wünschen, die letzte Chance seines Lebens vertan, alles im Eimer. „*Und zog einen langen Streifen Blut hinter sich*“. Erschreckend. Ja, der Mann hat den verwünschten Prinz in sich verloren, gar blutig abgetrieben. Endgültig! Endgültig? Hat er gar keine Wünsche mehr? Hat er nichts mehr? Er hat ja noch seine Frau, ach ja, sine fru, die Ilsebill. Die nimmt ihm das Wünschen ab- ganz gehörig. Gut, solch eine Frau zu haben, die eintritt, wo wir abtreten, die lebt, wo wir uns für tot erklären. Gut, slch Frau zu haben? Na ja, wir werden sehen.

II

1001 Möglichkeiten , zu sein wie der liebe Gott

Gut, solch eine Frau zu haben. Oder nicht? Jetzt sind wir bei der Frau, der bösen, raffgierigen, die nun wirklich –ganz äußerlich- sein will wie der liebe Gott. Sie gibt es wenigstens zu. Sie sagt, was wir alle wollen, auch der Fischer.

Eins vorweg: Dass es hier nicht um eine Frau als Frau geht –um den Mann als Mann- das ist klar. Es gibt Parallelmärchen, da ist der Mann der raffgierige, die Frau die wunschlos traurig, die auf alles verzichtet (Ph . O. Runges Märchen) Und im normalen Leben ist es ja auch so. Und damit ist auch klar: Mann und Frau ergänzen sich hier, stellen nur die unterschiedlichen Seiten im Menschen dar, idealtypisch. Der gute Mann kann ja völlig auf das Wünschen nur deshalb verzichten, weil es seine Frau für ihn tut – über die Maßen, stellvertretend für ihn. Er hat es delegiert an sie. Und manchmal ist es natürlich auch umgedreht.

Wir können ja –wie immer- das Märchen stets so lesen, dass alle Personen nur *Teile* von uns selbst sind, dass also sowohl der Fischer wie such syne fru in uns stecken: im Märchen auf zwei Personen verteilt, in Wirklichkeit nur eine Person. So ist es meist. Hier brauchen wir es jedoch, um es zu begreifen, gar nicht einmal so weit, so tief zu treiben. Es reicht aus, dass wir es bei zwei Personen lassen, wie es ja auch oft in der Ehe ist. Ich suche mir den Partner aus, der meine Schattenseiten, die ich gern verberge oder gar verleugne, fröhlich und offen lebt, stellvertretend für mich (So ist es auch im meiner Ehe, gegenseitig leben wir die Schattenseiten des anderen). Ich kann ihn deswegen bewundern oder auch zürnen, das ist im Grunde egal. Er/sie lebt meine ungelebten, ungeliebten, verdrängten Eigenschaften. So ist es immer, bei mir, bei Ihnen, ja! Bin ich optimistisch, kann sie pessimistisch sein, bin ich anspruchslos, kann er anspruchsvoll sein, verzichte ich, kann er fordern – auch für mich natürlich. Lasst sie ihr Gefühl sprechen, kann ich meinen Verstand sprechen lassen ... usw. usw.

Und weil die Frau so über alle Maßen, eben maßlos, den Himmel herbei wünscht, keine Grenzen mehr kennt, das Mögliche vom Unmöglichen nicht mehr unterscheidet, kann *er* getrost auf alles Wünschen verzichten. Denn heimlich wünscht er ja doch. Verräterisch ist der Satz: „*Er sagte bei sich selbst: Es ist nicht recht. Er ging aber doch hin*“. Weil der Mann scheinbar so wunschlos ergeben ist, kann die Frau seine heimlichen Wünsche zu den ihren machen und unmäßig ihre Wunschphantasien ausleben. So ist das. So brauchen sie einander gegenseitig, sind aneinander gekettet, hängen zusammen wie Kletten, unfrei, wie sie beide sind. Beide in ihrem Drang, jeder auf seine/ihre Weise, ein bisschen zu sein wie der liebe Gott. Ja, „wie der liebe Gott“. So mächtig, allmächtig, dass mir alles zu Füßen liegt – doch ist das der liebe Gott? „Wie der liebe Gott“: so wunschlos, selbstlos, schicksalergeben, dass ich gar keine Wünsche mehr habe- doch ist das der liebe Gott? Einmal allmächtig herrschend – das

andere Mal ohnmächtig dienend und darin wieder herrschend. Zwei Zerrbilder von Gott. Also einfach so, wie wir uns in unseren Macht/Ohnmachtsphantasien den lieben Gott vorstellen.

Ich kann es nicht ändern, es ist nun mal so. In beiden, im Fischer und syner Frau, steckt das drin, zu sein wie der liebe Gott, hochmütig-demütig, allmächtig-ohnmächtig. Denk ich an unser Leben rings um uns her, in und um die Marktkirche oder um St. Neustadt herum: Die einen gehen fein zum „Kantatengottesdienst“ um Fünf. Die anderen streunen etwas weniger fein auf der Säuer-Meile zum Stadion. Und schön können wir alle wie der Fischer sagen. „So sind wir nicht“ „*Es ist nicht recht und er ging doch*“. Und wir delegieren unsere Wünsche jeweils auf den andern, auf die Frau Fischerin, auf den großen Star, den großen Sportler, die große selbstlose Wohltäterin, ach was weiß ich, eben auf irgendeine/n große/n Helden, Heldin. Delegieren auf sie unsere Hochmuts- und Ohnmachtsphantasien. Und jeder sucht sich einen Partner – ganz real oder auch nur in Gedanken- der ihn darin ergänzt, der die Seite in uns lebt, die wir zwar nach außen nicht mögen, heimlich aber doch lieben. Also: der Mensch ein Wesen, dessen Wünsche unmäßig sind, auch wenn er sie fein hinter Bescheidenheit und Verzicht verbirgt. „*Es ist nicht recht, und er ging doch*“. Die Frau des Fischers, ehrlich wie sie ist, bringt es an den Tag. Ja, so bin auch ich, das sitzt tief in mir drin.

III

Und dabei doch: Wunschlos traurig – verwünscht traurig?

So kommt es dann durch die Frau zur Katastrophe. Es kommt dazu, weil sie das Unmögliche wünscht, weil sie das Mögliche nicht vom Unmöglichen unterscheiden kann. Denn: noch Wünsche zu haben im Leben, das ist nicht schlimm. Im Gegenteil! Es ist sehr gut, es ist nötig, um weiter zu wachsen, um nicht im Eimer zu vergammeln, eingeklemmt, ja festgeklebt. Aber; maßlos zu wünschen, ohne Sinn und Verstand, ohne Grenze... wohin führt das?

So kommt es an den Tag, was in der Fischersfrau drin sitzt. Das Märchen beschreibt es so drastisch wie es geht. Der Sog ins Unermessliche, gedopt wie von einer Droge. Zuerst den allzu engen Eimer (Pisspott) sprengen, dann ein Häuschen, einen Palast, König, Kaiser, gar Papst am Ende: welch schöne Ironie, eine Frau als Päpstin und alle Männer ihr zu Füße. Na, ist das nichts? Alice Schwarzer am Ziel ihrer geheimen Träume – oder auch gerade nicht! Bloß keine Unterstellungen. Und am Ende dann auch noch der „liebe Gott“ höchstpersönlich. Wie im Trance ist diese Frau, wie ein Zwang in ihrer maßlosen Gier. Die Abstände zwischen den Wünschen werden immer kürzer, noch mehr, noch höher, noch größer, noch schneller, sie ist außer sich am Ende, zerreißt ihr päpstlichen Leibchen, ekstatisch, wie von Sinnen, sie ist nicht mehr sie selbst, alles dreht sich, kopfüber, kopfunter. Und in allem: doch ganz ohnmächtig

Wenn man Wünsche hat und sie sich erfüllen, so soll, kann man sie auskosten, ja, man kann sie genießen. Das soll so sein. Doch diese Frau kann das nicht. Sie ist wie getrieben, immer unbeherrschter wird ihre Gier. Sie tut ja auch selbst nichts zu Erfüllung. Sie delegiert alles an ihren Mann, so wie er sein Wünsche an sie. Beide sind gefangen in verdrängten Wünschen und übersteigerten Forderungen – Wunschlos traurig, verwünscht traurig.

Ich frage mich: Will die Frau das wirklich alles haben? Ja, was will die Frau wirklich? Und ist sie zufrieden, wenn ich ihr -meiner/deiner Frau- noch so viel Geschmeide und Pelzmäntel und verchromte Autos vor die Füße knalle? Will sie das wirklich? Oder will nicht auch der in ihr, in ihrer Seele, platt gedrückte Fisch befreit, erlöst werden?

Ja, da ist der Plattfisch, der verwunschene Prinz, die verwunschene Prinzessin, längst weit weggerückt und doch in der Tiefe noch da. Da ist der Wunsch, nun wirklich innerlich zu wachsen und zu reifen, das Prinzenhafte in mir zu entdecken, es hinein zu nehmen in mich und nicht nur als Wunschelrute zu gebrauchen, also zu missbrauchen. Ja, da ist er, der weggewünschte Prinzen-Fisch in mir, der erlöst werden will, der nach Befreiung schreit und der immer tiefer ins tobende Meer verbannt wird. Der fragt am Ende zum letzten Mal: „*Nun, was will sie denn noch?*“ Ja, was will sie? „*Ach, sie will werden wie der liebe Gott. --- Geh nur hin, sie ist schon wieder im Eimer*“. Alles im Eimer. Im

plattdeutschen Original ganz drastisch: „im Pisspott“. „Und darin sitzen sie heute noch, bis auf diesen Tag.“
Wie traurig.

Ja, da sitzen sie, sitzen wir, bis auf diesen Tag. Im Eimer, beengt, ganz beengt, mit maßlosen Wünschen, mit unterdrückten Wünschen, mit verwünschten Wünschen. Und der Plattfisch, ach ja der Frosch, der verwunschene Prinz, die verwunschene Prinzessin in uns, liegt draußen auf dem Grund des Meeres, tief und weit weg. Ach ja. Wer erlöst den Prinzen, wer erlöst die Prinzessin in uns? Wer?

IV

Oder auch: Voll Tatkraft am Turm des Lebens bauen?

So endet das Märchen traurig, ohne happy end, ohne Lösung, gar Erlösung. So wie auch die biblische Geschichte, die ich ausgewählt habe, die Erzählung vom Turmbau zu Babel endet – wie sie fast endet. Denn da ist ein Schimmer, ein schmaler Streifen am Horizont der Geschichte vom Turmbau. Doch hören Sie diese zunächst.

(*Bibl. Erzählung: Der Turmbau zu Babel -1. Mose 11*)

Zunächst ist alles gleich. Hoch hinaus soll der Turm, groß und weit soll die Stadt werden. Bis in den Himmel hinein, soweit wie der Blick reicht und noch weiter. Schneller, höher, weiter. So im Märchen, so in der Bibel, so in Wirklichkeit. Doch die in der biblische Erzählung spielen sie nicht das Spiel falscher Bescheidenheit, spielen nicht das Spiel: Wer ist noch ohnmächtiger, wer hat noch weniger Wünsche, wer sitzt noch strammer zu Stein erstarrt und sitzt und sitzt und wartet und wartet. Nein, das Spiel spielen sie nicht. Sie spielen anders. Sie sind ganz aktiv und kreativ und bauen die Stadt und türmen den Turm: Delegieren ihre Wünsche nicht auf andere, machen es selbst. Mut, Eroberung, Fortschritt, Technik, dynamisch, jung und erfolgreich (na, kennen wir das von irgendwoher?) sind sie in ihrem Himmelfahrtskommando. Ist doch gut, wenn's immer aufwärts geht (nicht nur in der globalen Wirtschaft, am Dax-Index, sondern auch sonst, ist doch gut). Wozu, unser Gott, hast du uns unseren Verstand und unsere Kreativität gegeben? Wozu hast du uns zu deinen Ebenbildern erklärt, wenn nicht, um dir entgegen zu eilen, so weit die Füße tragen, so weit die Hände reichen, die Sinne sich ausdehnen. Nur so entsteht Zivilisation, Kultur, Kunst, Wissenschaft, Fortschritt. „Macht euch die Erde untertan“. „Vergrabt nicht eure Talente“. Ja, wir haben es 5000 Jahre lang getan und länger. Babel-Menschen, die wir sind, wir Fischer-Männer und Fischer-Frauen.

Und nun geht es in der Bibel ebenso lustig, ja ironisch zu wie im Märchen. Als die Menschen glauben, nun wirklich ganz oben, ganz vorn, ganz groß zu sein, als ihre Allmachtsphantasien ins Unermessliche gestiegen sind, da kommt Gott mit einem Fernglas und sieht von weit, weit oben zu, wie hoch der Turm denn nun wirklich ist. Ein Fernglas braucht er, damit er den kleinen Turm überhaupt entdecken kann, denn so meilenweit hoch der Turm den Menschen auch erscheint, so himmelmeilenweit entfernt ist er von Gott her. „Also zerstreute sie der Herr über die ganze Erde. Daher heißt die Stadt Babel, weil der Herr da aller Welt Sprache verwirrt hat und sie von dort über die ganze Erde zerstreut hat“. „Geh nur hin, sie ist schon wider im Pisspott. Dort sitzen sie noch heute, bis auf diesen Tag“. Alles so ähnlich, fast ganz gleich. Fast. Wir sitzen da noch heute, in der Tat. Der Turm, die Stadt, unvollendet sind sie bis heute. Und Gott –wo ist er? Er hat sie zerstreut in alle Welt und da leben wir nun. Zerstreut und sprachlos in dieser Welt, sprachverwirrt trotz aller Bemühungen der UNO, so wie wir eben sprachlos, sprachverwirrt sind, wenn es darum geht, wie wir Frieden schaffen können/sollen in dieser Welt, bei all den Turm-Kriegen, die wir anzetteln. Na ja, nicht mehr mir hier in Europa, wir haben es inzwischen wegdelegiert nach Afrika, Asien. Den Krieg – in uns. Den Turm, so hoch, dass er bis an den Himmel reicht, na ja, was wir für den Himmel halten.

Doch, bei allem: Noch leben wir. Noch! Aber wir leben wie der Fischer und angeln mit und ohne Hoffnung, als hochmütig-demütige, als ohnmächtig-allmächtige Kleinbürger, obwohl wir doch eigentlich Ebenbilder Gottes sind. Trotz Zerstreung, trotz Verwirrung unserer Sprachen und Sinne. Wir angeln, immerhin. Wir angeln. Doch angeln wir wirklich noch? Und was wollen wir angeln, wenn wir angeln, was wollen wir fangen? Frieden? Gerechtigkeit? Liebe? Oder nur ein klein bisschen Schweineglück? „S'ist nun mal im Leben so...“ Ist es so

V

Auf dem Weg, ein wahrer Mensch zu werden – voll guter Wünsche und voller Tatkraft

In der Bibel gibt es -die meisten von uns wissen es- eine Gegengeschichte zum Turmbau zu Babel, zur Sprachverwirrung und zur Zerstreung der Völker, Es ist die Erzählung im NT von der Ausgießung des Geistes Jesu auf seine Jünger, das Pfingstwunder wie wir es nennen (Apostelgeschichte 2,1-11) Sie kennen sie? Ein Brausen vom Himmel – und auf einmal konnten die Jünger und Jüngerinnen Jesu in allen Sprachen reden, Meder und Perser, Juden und Judengenossen, verstanden auf einmal so zu reden, dass sie von allen verstanden wurden.

Denn sie redeten in ihrer Muttersprache, in der Sprache, die von Ur an in sie, in unser Herz, hinein gelegt ist. Sie redeten so, einfach so, dass sie verstanden wurden, dass sie einander verstanden. Ein Wunder?

Ja, ist es ein Wunder? Ist es ein Wunder, dass Menschen sich verstehen, dass sie so reden, dass andere sie wirklich verstehen, von innen heraus? Ist es ein Wunder, dass die Zerstreuten und Sprachlosen wieder zusammen geführt werden, miteinander sprechen, einander wirklich verstehen? Dass sie zusammen passen als Gemeinschaft der Glaubenden, der Hoffenden, der Liebenden im Geiste Jesu? Ist das ein Wunder?

Für mich gilt (ich kann es nur ganz leise sagen, damit es weder zu gewaltig demütig noch zu gewaltig hochmütig klingt): Wo sich das ereignet, dass all die Zerstreuten und Sprachlosen zusammen geführt werden, auch alles Zerstreute und Sprachlose in mir selbst, wo die Sprachverwirrung aufhört und wir uns verstehen untereinander, wo wir uns selbst verstehen, wo ich mich mit mir selbst vertrage, wo ich Gott verstehe und mich mit ihm vertrage, wo das geschieht, da sind wir wahre Ebenbilder Gottes, da geht unser einziger echter Wunsch, wirklich ein wahrer Mensch zu sein - kein Tier - kein Engel - kein Gott-Monster - weder Papst noch Päpstin noch sonst etwas, sondern einfach Mensch als Ebenbild Gottes- in Erfüllung. Und im Geiste Christi, angehaucht von seinem Geist, hauchdünn verbunden mit ihm, da ist das möglich, ja wirklich: da geschieht es. Da brauche ich den Wunsch, wahrer Mensch zu sein, nicht mehr wie der Fischer zu verstecken; den Wunsch, wirklich ein voller ganzer Mensch zu sein, mit Leib und Seele, Vernunft und allen Sinnen, sinnlich, leiblich, geistlich. Ich bin es und darf sagen: Wie schön, dass du mich geschaffen hast, dass ich dein Geschöpf bin, dass ich geadelt bin, zu dir zu gehören, angehaucht zu sein von dir. *„Was ist doch der Mensch, dass du seiner gedenkst und das Menschenkind, dass du dich seiner annimmst. Wenig geringer als Engel machtest du ihn, mit Ehre und Hoheit kröntest du ihn“* (Ps. 8) Wenn es so ist, dann brauche ich auch nicht wie des Fischers Frau meine Wünsche inflationär aufzublähen, Gefangener, ja Sklave dieser Droge zu werden, selbst den lieben Gott spielen zu müssen. Dann brauch ich auch nicht mehr wie der Fischer-Mann zu verdrängen, zu verleugnen, dass ich Geschöpf bin, ein endliches Wesen, um dann mit Schrecken zu erkennen: Ja, sterblich bin ich doch. Ich muss zugrunde gehen, wieder zurück in den Eimer, eng, eingeengt da drin, wie festgeklebt. Das alles ist dann nicht mehr nötig. (Und noch einmal: beides, der Fischer und syne fru, beides steckt in uns drin.)

Dann kann ich endlich als Geschöpf meinen mir von Gott geschenkten Wunsch zu wachsen und zu reifen, zuzunehmen an Alter und Weisheit und Erkenntnis, wahrnehmen und annehmen. Dann sitze ich Ufer oder am Brunnenrand und angele gespannt, nicht gelangweilt, sondern gespannt, voll innerer Spannung. Denn ich weiß, wenn ich nur geduldig, mit langer Geduld, mit Passion, angele, dann fange ich den Fisch, meinen Plattfisch, meinen Prinz irgendwann. Und er wird mir sagen. „Ich bin dein verwunschener Prinz, Wie schön, dass du mich endlich aus der Tiefe nach oben ans Licht gezogen hast. Nun kannst du mich, kannst du dich, erlösen“. Und ich werde sagen. „Ja, ich habe geahnt, ich habe gespürt, dass es dich gibt, tief unten auf dem Grund meiner Seele. Und nun lass ich dich nicht mehr weg von mir. Du willst es doch auch gar nicht. Du willst von mir erlöst werden. Ich weiß zwar im Augenblick noch nicht recht, wie ich es machen soll. Aber es wird mir schon zufallen, mit Gottes Hilfe. Doch gut, dass du dich mir gezeigt hast, ja wirklich gut, dass ich dich gefunden habe“. So werde ich reden. So wie im Märchen vom Froschkönig, der ja auch aus der Tiefe des Wassers kam und zum Prinz erst dann wurde, als die Prinzessin ihn endlich nicht mehr ignorieren konnte. --- Sie erinnern sich noch? Das Märchen endet traurig und mit mit einer Frage: Wer erlöst den verwunschene Prinz in uns, das Prinzenhafte des Fischers, auf dass er nicht mehr stumm dulden und leiden und klagen muss? Wer erlöst die Prinzessin in der Frau, auf dass sie nicht mehr zwanghaft befehlen und fordern und sich überfordern muss?

Und so endet auch die biblische Geschichte: Dass Gott die Menschen zerstreute und ihre Sprache verwirrte und uns im Geiste Christi zeigte, dass wir doch zusammen gehören, einander verstehen können, uns selbst, ja gar Gott verstehen können, weil wir alle -kaum zu glauben! ja nur zu glauben!- Kinder Gottes sind, geliebt und geschätzt von ihm, in der Tiefe unserer Seele. *„Wir hören sie alle in unserer Muttersprache reden“* sagten verwundert die Kreter und Araber und alle anderen, Juden und Judengenossen in Jerusalem vor 2000 Jahren. Ja, in der Muttersprache, in der Sprache, die wir von Mutterleib in uns haben, ohne alle Fremdsprachenkenntnisse, die Sprache Gottes in uns - unsere Muttersprache.

Und wir, wir Fischersleute, wir sitzen irgendwo dazwischen, sehnsüchtig am Ufer des Meeres oder missmutig im Eimer verkrochen, demütig oder hochmütig oder beides, ohnmächtig und mit Allmachtsphantasien, irgendwo dazwischen. Wir sitzen am Ufer des Sees und blicken ins bald ruhige, bald brodelnde Meer, blicken hinein in die Tiefe unserer Seele. Und wenn wir es tun, wirklich tun, lange und mit Geduld, dann werden wir, so denke ich, in unserer Seele den Prinzen entdecken, die Prinzessin, das Kind, das mit Gottes Hilfe auch in uns geboren werden will - zum Ebenbild Gottes, endlich.

